

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 35=55 (1889)

Heft: 38

Artikel: Heeresorganisation und Taktik der alten Eidgenossen : dargestellt nach
Abbildungen d. 15. u. 16. Jahrhunderts

Autor: Günther, Reinhold

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-96514>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

XXXV. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LV. Jahrgang.

Nr. 38.

Basel, 21. September.

1889.

Erscheint wöchentlich. Preis per Semester franko durch die Schweiz Fr. 4. Bestellungen direkt an „Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung in Basel“. Im Auslande nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an.
Verantwortlicher Redaktor: Oberstlieutenant von Elgger.

Inhalt: Heeresorganisation und Taktik der alten Eidgenossen. — Dr. E. Röhrig: Technologisches Wörterbuch. — G. v. P.: Der theoretische Unterricht für den Kavalleristen. — Eidgenossenschaft: Tagesbefehl des Chefs des eidg. Militärdepartements am Schluss der Divisionsmanöver. Ernennung. Unfälle beim Truppenzusammenzug. † Kommandant Joh. Anton von Buol. Zürcherische Winkelriedstiftung. — Ausland: Deutschland: Die grosse Gefechtsübung zwischen Spandau und Potsdam. (Schluss.) Fachblatt und Tagespresse. Preussen: Dienstanzug des evang. Feldprobstes. Oesterreich: † FZ. Frhr. v. Philippovich. Frankreich: Fleischvergiftung. Bestechungsversuch. Manöverkarten. England: Versuche mit einem III Tonnengeschütz. Belgien: Artilleristisches. Russland: Reserveübungen. Strenge Strafen bei Veruntreuungen. — Bibliographie.

Heeresorganisation und Taktik der alten Eidgenossen.

Dargestellt nach den Abbildungen d. 15. u. 16. Jahrhunderts.

Eine kriegsgeschichtliche Studie.

I.

Das Heer der Eidgenossen des 15. und 16. Jahrhunderts kannte eigentlich nur zwei Waffengattungen, die Infanterie und die Artillerie. Während die zuerst genannte den Kern der Armee bildete, tritt das Geschützwesen gewöhnlich als „Positionsartillerie“ dem Beschauer der zeitgenössischen Darstellungen entgegen. Die Kavallerie aber wurde meist nur von den Verbündeten der Schweiz gestellt, wie dies das Beispiel der Burgunderkriege lehrt. Zu der Artillerie müssen für jenen Zeitraum auch die Genietruppen gerechnet werden, während die Sanität schon damals eigene, scharf von den übrigen Heeresbestandtheilen gesonderte Abteilungen bildete.

Die Darstellungen der Chroniken etc. liefern vor Allem eine grosse Uebersicht der Bewaffnungsart eidgenössischer Heere. Von blanken Angriffswaffen kennen sie neben Halmparten, Spiessen und Seitengewehren selbst noch (bei J. Stumpf 1548) Morgensterne und gestachelte Keulen. Zu den Schiesswaffen treten neben Bogen und Armbrusten auch bald die Feuerwepre grossen und kleinen Kalibers hinzu, wengleich Pistolen (Faustrohre) gänzlich unerwähnt gelassen werden.

Die Halmparte, die klassische Hiebwaaffe grossen Stiles der Eidgenossen, erscheint überall. Sie muss sich auch in späterer Zeit bei der Mannschaft, welcher die einheitliche Ausrüstung

noch nicht vorgeschrieben war, einer grossen Beliebtheit erfreut haben (vergl. E. v. Rodt, Bernisches Kriegswesen, Bern 1831, I., pag. 41); denn bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts überwiegt sie bedeutend gegenüber dem langen Spiesse, der erst nach den Italienerkriegen zu allgemeinerer Bedeutung gelangt. Die Form dieser Hiebwaaffe schwankt stark zwischen der einfachsten Gestaltung und einer recht eleganten Ausführung des Ganzen. Zunächst tritt sie als zugespitzte, einem Hackmesser ähnliche, breite Klinge auf, an deren unterm Drittel neben einem oder mehreren angesetzten Haken, die zum Herabreissen der Reiter von den Pferden dienten, auch die Hüppe angebracht ist, mit welcher sie auf dem einfachen, 1½ bis 2 m langen Schaft befestigt ist. Schon im 15. Jahrhundert (so in der Chronik des Berners Tschachtlan, 1470) erscheint eine andere Figur, die in den folgenden Dezennien eine immer grösser werdende Anwendung erzielt. Es ist dies die Axtklinge, deren Rücken wohl eine Spitze, aber keine Haken besitzt, und die ein Kreuzloch für den Blutabfluss aufweist. Die Halmparte konnte nur zum Handgemenge verwendet werden, dort, wo es galt, eine schon durchbrochene Schlachtreihe aufzurollen und die einzelnen Glieder derselben zu zersprengen, beziehungsweise zu zerschmettern. Daraus erklärt sich auch die Liebhaberei der alten Illustratoren, die schwersten Kopfwunden der furchtbaren Wirkung dieser Waaffe zuzuschreiben. Vom erweiterten taktischen Gesichtspunkte aus muss der lange Spiesse jedoch wichtiger als die Halmparte erscheinen, denn seiner Wirksamkeit fiel nicht nur das Gelingen des Hauptangriffes, sondern auch die entscheidende Abwehr zu.

Die Form des Spiesses ist eine recht einfache. Auf dem 6 bis 7 m langen, geraden Schaft sitzt die zweischneidige Spitze, deren Länge 10 cm nicht übersteigt. Späterhin macht sich auch bei dieser Waffe ein gewisser Luxus in so fern bemerkbar, als die Basis der Spitze dann häufig eine Verzierung, von Troddeln trägt.

Zu den Spiessen gehört noch die Kreuzpik, das Sponton des 18. Jahrhunderts. Sie ist eigentlich eine verjüngte und verdoppelte Halmarte, die von ihrem Vorbilde den kurzen Schaft entlehnt hat. Schon in früher Zeit (Tschachtlan) den Eidgenossen bekannt, erfreute sie sich doch niemals allgemeiner Beliebtheit, wenigstens findet sie sich nur selten auf den Darstellungen.

Das Kurzschwert ist jedenfalls alamannischen Ursprungs und erscheint als steter Begleiter des Kriegsmannes auf allen Illustrationen. Seine dolchartige, zweischneidige Klinge ist an einem eigenthümlichen Handgriffe befestigt und von demselben durch keine Parirstange, wohl aber durch eine wulstartige Anschwellung des Metalles getrennt. Gleich dem Dolche konnte das Schweizerschwert, nur im entscheidenden Handgemenge gute Dienste leisten, ähnlich den übrigen Hieb- und Stichwaffen. Zu diesen gehören der Zweihänder (Flammberg) und das Türkenschwert. Ersterer stammt jedenfalls aus Norddeutschland und findet sich selbst gegen Ende des 16. Jahrhunderts nur selten bei der Truppe vertreten. Das Gleiche gilt von dem Türkenschwert mit der breiten Klinge, dessen Ursprung in Italien (Venedig) zu suchen ist und das im Allgemeinen, nur von der Kavallerie verwendet ward. Ueber Mordäxte und Kreuzdegen endlich lässt sich nicht viel sagen, die Illustrationen schildern sie uns nicht.

Von den Fernwaffen erscheint natürlich das Feuerrohr der Neuzeit als besonders wichtig. Tschachtlan kennt noch für die Infanterie den Bogen, und die Armbrust neben der Musquete, später fällt die Verwendung des Bogens fort und einzig der Zürcher Gerold Edlibach (1484), der Stiefsohn Hans Waldmanns, lässt diese Waffe von der Kavallerie gebrauchen, welche nach der Chronik des Johannes Stumpf (1548) auch schon Handrohre führte. Dieses setzt sich aus einem Eisenrohre ohne jeden Schlossmechanismus und den dasselbe umgebenden plumpen Holzschafft zusammen. Das Abfeuern geschah durch Berühren des Zündkrautes mit der brennenden Lunte, während die Ladung aus einer runden Bleikugel bestand. Die für das Chargiren nothwendigen Handgriffe schildert anschaulich ein Kopist des Edlibachs'schen Werkes anlässlich der Darstellung des grossen Zürcher Freischiessens von 1504. Die Musquete wurde, entgegengesetzt dem heutigen Gebrauche, mit dem Kolben nach oben auf der Schulter ge-

tragen; die Hand des Mannes umfasste dabei den Lauf nahe an seiner Mündung. Im Augenblick des Feuerns ruhte dann der Kolben entweder an der Hüfte (Edlibach) oder auf der Schulter (Tschachtlan), wodurch jedenfalls das lästige Schlagen in etwas vermieden werden sollte. Das Schützenkorps macht sich auf den frühesten Illustrationen nur selten bemerkbar, ja, selbst noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts (Stumpf) hatte das Handrohr mit der Armbrust um den Vorrang zu kämpfen. (Diese letztgenannte Waffe erfreute sich auch wirklich noch bis in das 17. Jahrhundert hinein der grössten Beliebtheit bei den Schweizer Heeren.)

An Defensivwaffen kennen die Künstler eigentlich nur die runde, topfähnliche Sturmhaube aus Eisenblech, die „Beckelhaube“, und dazu den leichten Brustharnisch. Die Kopfbedeckung, eine Halbkugel mit breitem, eisernem Schirme, verwandelt sich im Laufe des 16. Jahrhunderts, sofern sie überhaupt nicht dem bequemen und stattlichen Federhute weichen muss, in einen Helm, dessen Oberfuge durch den scharfen, schneidenartigen Kamm geschlossen wird. Auch der — aus „Krebs“ und „Rückenstück“ bestehende — Harnisch unterlag mannigfachen Veränderungen. Noch im 15. Jahrhundert erscheint er als ein recht fragwürdiger Körperschutz, denn der Berner Diebold Schilling (1484) gibt nicht selten Illustrationen, auf denen diese Eisendeckungen sogar von Spiessen durchbohrt werden. Nach und nach erst entsteht eine solide Hülle mit selbständigen Verlängerungen gegen die Glieder hin. Diese Arm- und Beinschienen werden auch wohl durch einfache Holzbengel ersetzt; wenigstens spricht die Beschreibung der Sempacherschlacht unter dem Bilde von J. R. Manuel (1551) von „Brügeln“, die sich einzelne der ärmeren Eidgenossen aufgebunden hätten, um derart die Streiche des Gegners unschädlich zu machen. Baustücke aus den Kämpfen gegen die Ritterheere mögen die hin und wieder auftretenden Panzer- und Kettenhemden gewesen sein, die ihren Trägern aber nur die Schultern bedeckten. Freilich kennt Stumpf für einzelne Figuren, so z. B. für den „Stier von Uri“, ein Ringelwams, welches den ganzen Oberleib schützt.

Selbstverständlich dachte man in jenen Tagen noch nicht an eine vollständige Uniformirung; diese musste vielmehr durch Abzeichen ersetzt werden. Das Bedürfniss, eine leicht kenntliche Kriegskleidung zu tragen, machte sich übrigens schon frühe geltend. So schildert Tschachtlan z. B. die Eidgenossen in rothe Wämser gehüllt und auch andere Illustratoren geben ihren Figuren gewisse, regelmässig wiederkehrende Farben, wie Schilling das Blaue für die Beinbekleidung.

verwendet. Niemals fehlt endlich das weisse Kreuz als Feldzeichen! Während jedoch Tschachtlan, Schilling von Bern, der Kopist Edlibachs u. a. m. die Kreuze auf der Brust des Trägers angeheftet sein lassen, geben Schilling von Luzern (1511) und Edlibach den Eidgenossen eine Art Schärpe, ein Bandelier, das eine Reihe von kleinen Kreuzen ausschmückt. J. R. Manuel, der Sohn des bekannten Berner Dichters, lässt seine Sempacher Helden mit riesenhaften Abzeichen, die auf dem Rücken, der Brust und selbst den Oberschenkeln befestigt sind, auftreten.

Als Feldzeichen für die einzelnen Harste dienen die viereckigen Banner mit den Farben der Orte, doch ohne weitere Wappenauszeichnung. Jeder Haufen wird ferner von einigen Spielleuten begleitet, die der Kolonie voranziehen; es sind Trommler und Schwegelpfeifer. Bei den älteren Chronisten ist die Trommel selbst noch von niedriger Form und geringem Umfange; ihre Grösse wächst aber bis zu den Zeiten, da Stumpff sein Werk erscheinen liess, zu allgemach riesenhaften Dimensionen heran. Die Trompete ist als eigentliches Instrument der Militärmusik damals noch nicht zur Verwendung gelangt, wengleich die Tuba längst bekannt war. Edlibach lässt die Nachricht der Schlacht von St. Jakob an der Birs durch Trompeter von den Mauern Zürichs herab verkünden, und die langgestreckten Metallhörner tragen weissblaue Fähnlein.

Die Organisation der Artillerie in der damaligen Eidgenossenschaft ist eine weitaus einfachere als jene der Fusstruppen. Zunächst fällt hierfür in Betracht, dass das Geschützwesen fast ausschliesslich Belagerungszwecken diente und erst seit den Burgunderkriegen, mehr aber noch seit den Italienerkriegen zur Unterstützung der Infanterie verwendet wurde. Aber noch zu Tschachtlans Zeiten waren Ballisten, deren Bauart und Bedienung völlig mit den bekannten Werkzeugen der Römer übereinstimmten, im allgemeinen Gebrauche. Zu diesen schwerfälligen Maschinen gehören gewissermassen auch die Sturmböcke auf Rädern, welche Edlibach und nach ihm Stumpff (anlässlich der Belagerung von Baden i./A., 1443) vorführen. Die Burgunderkriege und ihre grösse Beute an Geschützen aller Art, noch mehr aber der Feldzug gegen Maximilian (1499) verstärkten das Artilleriematerial, welches überdies durch die einheimische Industrie steten Zuwachs erhielt. So wurden die Ballisten überflüssig und durch Positionsgeschütze ersetzt. Die leichten Feldkanonen unterschieden sich in Tarrasbüchsen, Schlangen (Karthaunen) und die unsern jetzigen Mörsern ähnlichen Böller. Von den Positionsgeschützen sind die auf dem Holzschnitt der Schlacht von Dornach (Basel, bei Georg Erni,

1500; reproduziert u. A. im Basler Neujaarsblatt 1865) abgebildeten Röhre, „das Kätherle von Ensisheim“ und „die grosse Oesterreicherin“, wohl die hauptsächlichsten Typen. Die älteren Illustratoren geben derartigen schweren Kanonen unbewegliche Laffeten. Die Röhre sind in einem viereckigen, plumpen Holzkasten festgekeilt, die Elevation wird einfach durch untergeschobene Bengel und Steine bewirkt, den Rücklauf endlich sucht man durch fest eingerammte Pflöcke zu hindern. Das Zündloch befindet sich stets auf dem oberen Theile des Rohres und im letzten Drittel des Rohres eingebohrt. Edlibach und der Berner Schilling bringen zuerst leichte Feldgeschütze zur Darstellung, der erstere sogar solche mit nur zwei Rädern und einer Gabel-laffete, also ein „Infanteriestück“. Als besonders lehrreich für die Kenntniss des damaligen Artilleriewesens muss die Kopie der Edlibach'schen Chronik erscheinen, denn in dem Anhang dieses Werkes finden sich nicht weniger als 62 Abbildungen von Geschützen — mit daneben gesetzter Bezeichnung der Kaliber —, welche alle den Eidgenossen im Schwabekriege in die Hände fielen. Je weiter das Jahrhundert fortschritt, desto reicher wurde die künstlerische Ausstattung der grossen Feuerwaffen. So führt Stumpffs Prachtwerk dem Beschauer ciselirte Röhre auf hohen Laffeten vor, deren Radfelgen sauber abgedreht sind. Uebrigens machte die Laffetirung der Geschütze gerade in diesen Dezennien die grössten Veränderungen durch. Während das 15. Jahrhundert noch allein die vierräderigen Blocklaffeten, welche zum Theil mit derben Schützdächern überspannt sind, kennt, kommt mit dem Beginne des Reformationssäculum die zweiräderige Schwanzlaffete zur alleinigen Geltung. In ihren Wangen ruhte das Rohr mit seinen Schildzapfen, das durch eine Kreiselevation auf und ab bewegt werden konnte. (An Metallen scheint für den Stückguss einzig das Eisen verwendet worden zu sein, wenigstens geben die Illustratoren den Röhren stets die entsprechende schwarzblaue Farbe.) Nachdem das Geschütz an Ort und Stelle aufgeföhren und in eine gedeckte Stellung verbracht worden war, — was dadurch erzielt wurde, dass man es im 15. Jahrhundert hinter einem beweglichen Holzdeckel, im folgenden unter Flankirung durch Schanzkörbe aufstellte — richtete und lud man. Die letztgenannte Manipulation geschah in der Weise, dass das Kraut aus der — mit heute schwer verständlichem Leichtsinne — geöffnet neben dem Geschütze stehenden Pulvertonne durch Ladeschaukeln entnahm und lose in die Kammer verbrachte (Stumpff, Edlibach). Merkwürdig genug muss es erscheinen, dass B. Tschachtlan, also der älteste Chronist, welcher

Darstellungen aus der Schweizergeschichte liefert, der Einzige ist, der kalibrierte Leinwandkartouchen — zu je 12 in einem viereckigen Kasten verpackt — kennt. Auf die Kartouche ward das steinerne oder eiserne Rundgeschoss (Abbildungen solcher bei Edlibach) mittelst des Setzkolbens verbracht, darauf dann endlich die Raumnadel verwendet und das Zündloch mit Pulver bestreut. An Stelle der Lunte bediente sich der Büchsenmeister des 15. Jahrhunderts einer glühenden Holzkohle, welche in einem eingekerbten Rohrstock eingeklemmt war.

Hand in Hand mit der Artillerie ging der Geniedienst, dem freilich eine geringe Thätigkeit im Felde zufiel, da er zumeist permanente Befestigungen zu unterhalten und zu zerstören hatte. Diese spezielle Thätigkeit hier genauer zu besprechen, gestattet der Raum nicht; die eine Bemerkung möge genügen, dass die Schweizer Fortifikationskunst nach den Italienerkriegen in den bekannten runden, „bombenfesten“ Thürmen (Stumpff) ihre höchste Blüthe erlebte. Die flüchtigen Feldbefestigungen aber bestanden zu jener Zeit in „Letzinen“ und diese kriegsgeschichtlich so sehr wichtigen Werke werden mit grosser Liebe von den Chronisten abgebildet (z. B. in Edlibach und in der „Reimchronik“ von Nikl. Schradin, die 1500 zu Sursee erschien). — Die Mannschaften, welche zur Errichtung dieser Deckungen benöthigt wurden, haben die Hauptleute wohl zumeist aus der Bevölkerung der umliegenden Gemeinden entnommen. So sieht man auf einer Darstellung Tschachtlans einen grossen Haufen derart zum Dienst herangezogener Bauern mit ihren Hacken, Schaufeln und Kärsten auf einem Karren fahren. Dieses Bild aber führt die Besprechung naturgemäss auf den Tross, der bei den Eidgenossen sich stets in enggezogenen Grenzen bezüglich seiner Ausdehnung hielt. Seine Transportmittel sind Saumpferde (Tschachtlan etc.). Es bieten sich auf den betreffenden Abbildungen aus späterer Zeit häufig interessante Szenen dem Auge dar, die besonders auf das Familienleben der Reisläufer Rücksicht nehmen (Stumpff).

Der Sanitätsdienst endlich wird von allen Illustratoren, die ihn überhaupt abbilden, den Geistlichen zugetheilt. Tschachtlan lässt Mönche, Edlibach und J. R. Manuel Nonnen (Beguin) die Verpflegung der Verwundeten übernehmen, — eigentliche Feldscherer existirten also nicht bei den Eidgenossen des 15. Jahrhunderts. (Sie bedurften derselben auch wohl kaum, denn weder gaben sie, noch erhielten sie Pardon von ihren Gegnern und dem entsprechend werden wohl die meisten Wunden absolut tödtliche gewesen sein.)

(Schluss folgt.)

Technologisches Wörterbuch. Deutsch-Englisch-Französisch. Bearbeitet von E. Althans, L. Bach, C. Biedermann, C. Dill, Th. Freund, F. C. Glaser, J. Hartmann, E. Heusinger von Waldegg, E. Hoyer, H. Kayser, E. Kayser, H. Keller, A. Lüdicke, F. Matthiesen, O. Mothes, G. A. von Oppermann, E. Röhrig, W. Saegert, F. Sandberger, E. Schiller, B. Schönfelder, A. Schück, G. Ph. Thaulow, W. Unverzagt, H. Wedding und E. Weiss. Herausgegeben von Dr. Ernst Röhrig in Hannover. Mit einem Vorwort von weil. Karl Karmarasch. I. Band. Vierte verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann. Paris, J. Bandry. Brüssel, C. Muquardt. London, Trübner & Comp. gr. 8°. 880 Seiten. Preis Fr. 13. 35.

Es genügt, auf das Erscheinen der neuen Auflage des rühmlich bekannten Werkes aufmerksam zu machen und zu sagen, was es umfasst und wer bei der Abfassung mitgewirkt hat, um sich eine weitere Empfehlung ersparen zu können.

Wer mit der Technik zu thun hat, die Fortschritte derselben auf irgend einem Gebiete verfolgt, hat sicher schon die Schwierigkeit der Uebersetzung gewisser Ausdrücke in oder aus andern Sprachen kennen gelernt. Umsonst zieht er die gewöhnlichen Wörterbücher zu Rathe; sie geben keinen Aufschluss.

Das Werk umfasst Gewerbe, Zivil- und Militärbaukunst, Artillerie, Maschinenbau, Eisenbahnenwesen, Strassen-, Brücken- und Wasserbau, Schiffbau und Schifffahrt, Berg- und Hüttenwesen, Mathematik, Physik, Elektrotechnik, Chemie, Mineralogie u. A. m.

An der Bearbeitung des Werkes haben sich zahlreiche hervorragende Gelehrte, Professoren von Akademien und technischen Hochschulen, praktische Ingenieure und höhere Offiziere, lauter Männer, die sich einen geachteten Namen in den wissenschaftlichen Kreisen des In- und Auslandes erworben haben, betheiligt.

Das Militärwesen, die Artillerie, die Geschütz- und Händwaffenherstellung, die Feuerwerkerei, das Schiesswesen u. s. w. ist bearbeitet worden von Generalleutnant Jul. Hartmann in Berlin, die Kriegsbaukunst, das Befestigungs- und Minenwesen von Generalmajor von Oppermann in Hannover, das Seewesen, der Schiffbau und die Schifffahrt von C. Dill, Professor des Schiffbaues an der technischen Hochschule in Berlin.

Gegenüber den frühern Auflagen weist die neue Bearbeitung eine Vermehrung von etwa 9000 Artikeln auf. Ausserdem sind sämtliche Artikel der vorhergehenden Auflagen sorgfältig